Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 29

Artikel: Die Tat der Maria Beldamer [Fortsetzung]

Autor: Martin, Kurt

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644661

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

in St. Moritz vornehme Engländer bedient? Dieser Herr gehörte sicher auch der vornehmen Gesellschaft an. Wenigstens rauchte er vom besten englischen Tabak. Fräulein Stöcklins Nase hatte in guten Jahren wohl gelernt, unter solcher Art von Wohlgerüchen fein zu unterscheiden. So suchte sie denn ihre schon etwas schimmlig gewordenen Sprachkenntnisse zusammen, pries ihre Hosenknöpfe an und schleppte dem abwehrenden Kunden fast zitternd vor Aufregung einen ganzen Stoß Schachteln herbei. Der Engländer seinerseits war äußerst erfreut und überrascht, in dem hoch über dem Tal gelegenen Bergdorf eine Person zu finden, die seine Muttersprache kannte. Er stellte sich vor als Kunstmaler Hill aus London, der sich in dem einfachen Gasthaus des Dorfes einquartiert hatte, um dem Hotelbetrieb zu entgehen und einmal ungestört einen Sommer lang in der Schweiz malen zu können. Fräulein Stöcklin fand sich bald wieder in der ungewohnten Ausdrucksweise zurecht, und wo ihre Kenntnisse nicht ausreichten, halfen Gesten und das leidliche Deutsch des Engländers. Ein fröhliches Plaudern über gemeinsam Bekanntes aus London brachte die beiden einander rasch näher, und als Mr. Hill beim Abschied noch Nadel und Faden zu kaufen verlangte, um sich die Knöpfe selbst annähen zu können, schien es Fräulein Stöcklin fast selbstverständlich, sich anzuerbieten, dieses Geschäft zu besorgen. Nachher war sie zwar selber über sich erschrocken, und puterrot vor Verlegenheit über die enge Annäherung, nähte sie die Knöpfe mit so weit als möglich ausgestreckten Armen an. Aber des Engländers unbefangenes Plaudern gab ihr bald wieder sichern Halt.

Von nun an war Mr. Hill täglicher Gast im kleinen Kramladen. Er kam, um Schuhbändel oder Seife, Karten oder Schokolade zu kaufen, und Fräulein Stöcklin bestellte extra seinetwegen vom besten englischen Tabak. Manchmal wollte er auch einfach plaudern. Sie unterhielten sich über das Wetter, über das Dorf, über London, über die neuesten Weltgeschehnisse, die er ihr aus dem „Daily Mail" vorlas. Hie und da zeigte er ihr auch eines seiner Aquarelle. Und mehr und mehr wurde es zwischen ihnen wie zwischen alten Freunden. Als Mr. Hill zufällig erfuhr, daß Fräulein Stöcklins Geburtstag auf Ende August fiel, brachte er ihr auf diesen Tag einen prächtigen Rosenstrauß und eine Torte, die sie gemeinsam zum Tee verspeisten.

Fräulein Stöcklin befand sich all diese Zeit über in einer seltsamen Stimmung. Sie wußte selbst nicht, was es war; aber sie spürte etwas Weiches, Liebevolles und Mütterliches täglich in sich wachsen. Sie, die eigentlich jede Forderung ans Leben längst aufgegeben hatte, spürte auf einmal wieder ein Sehnen wach werden und ein ganz ungebärdiges, frühlingsstürmisches Drängen. Eines Tages ertappte sie sich über dem Gedanken, daß ja wohl Jungverliebten so zumut sein müsse. Sie wehrte sich gegen diese Erkenntnis; denn sie war zu vernünftig, um nicht zu wissen, daß sie sich mit solchen Füllensprüngen lächerlich machen würde. Aber dies neue Erleben war zu süß, als daß sie gänzlich darauf hätte verzichten können; und so gestattete sie sich doch wenigstens für den täglichen Gast ein wenig Eitelkeit, eine sorgfältigere Pflege ihres Aeußern, ein wenig Putz für ihre lange, hagere Persönlichkeit. Und so erlaubte sie sich auch, wenn sie bei ihren Puppen saß, Augenblicke des Träumens, Augenblicke, in denen sich die leblose Zelluloidgesellschaft in eigene, lebendige Kinder verwandelte. Da kam denn auch ihr Steckenpferd, das jetzt eine Zeitlang ein wenig im Hintergrund hatte stehen müssen, wieder zur Geltung. Fräulein Stöcklin konnte sich nicht genug tun am Heraussuchen schöner Namen, und sie hätte mindestens zwei Dutzend Sprößlinge besitzen müssen, um auch nur die allerwohltönendsten ihrer Lieblinge verwenden zu können. Es standen in dieser Zeit besonders englische Namen an der Spitze. Und es erwachte jetzt auch wieder ein altes Unbehagen, dessen sie sich eigentlich schämte, das sie aber doch nie ganz hatte verwinden können, nämlich das, daß sie selber Rosa hieß, nur Rosa, wie jede gewöhnliche Magd. Immer wieder sagte sie sich, wie viel besser doch Roswita, Rosamunde oder Rosalinde klingen würde. Und in einer müßigen Stunde malte sie sich sogar Visitenkarten mit dieser romantischen Umtaufe. Aber nachher warf sie sie doch energisch ins Feuer und verbannte ähnliche Gedanken als ihrer unwürdig.

Und so glitten denn die Tage dieses Sommers vorüber, voll stillen Glücks und heimlichen Träumens. Fräulein Stöcklin machte sich keine Illusionen. Sie wußte, daß sie ihr Leben als altes Mädchen zu Ende leben würde. Aber ein frühlinghaftes Gefühl, ein gewisses Warten und glückliches Gespanntsein hielten doch an.

Dann kam ein goldener Oktobertag. Ein Wagen, auf dem über Koffern eine Staffelei thronte, fuhr dem Tale zu, und im Kramladen stand gerührt Mr. Hill, um für treue Freundschaft zu danken und Abschied zu nehmen. Und Fräulein Stöcklin bürstete zum letztenmal ihrem Freund den Mantel und schob ihm die letzten Päckchen ihres englischen Tabaks in die Tasche. Dann sah sie ihn, am Gartenzaun stehend, den Weg hinuntereilen. Und es war ihr, als sei ein warmes Licht in ihr erloschen und als gähne nun eine schmerzliche Leere. Und still ging sie ins Haus, einem wehen Altjungfernleben entgegen.

Klara Hofstetter.

Die Tat der Maria Veldamer.

Roman von Kurt Martin.

(2. Fortsetzung).

— Sollte das Julius Hombrecht betreffen? —

Und las:

„Ein grauenvolles Verbrechen wurde während der letzten Nacht im Schnellzug D 146 auf der Fahrt nach Hamburg verübt. Grauenvoll vor allem deshalb, weil ein junges Mädchen das Furchtbare beging. Als etwa eine halbe Stunde vor der Ankunft in Hamburg zwei Schaffner des D-Zugs durch den Gang der Wagen schritten und zu dem letzten Wagen des Zuges kamen, sahen sie — während alle anderen Schiebetüren geschlossen und die Vorhänge an den Fenstern der verdunkelten Abteile zugezogen waren — die Tür eines Abteils erster Klasse offenstehen und darin im Abteil eine Frau erschreckt emporfahren, die sich über einen anderen Menschen gebeugt hatte, der lang ausgestreckt auf den Polstern lag.

Den Beamten kam das Verhalten der Frau verdächtig vor. Sie traten hinzu und gewahrten plötzlich auf dem Fußboden einen Dolch. Einer der Schaffner schaltete das Licht ein, und sie sahen, daß der Dolch blutbesudelt war. Die Frauensperson lehnte stöhnend am Fenster und hielt die Rechte krampfhaft um einen Gegenstand gepreßt. Auf dem Polster aber lag ein Toter, das Opfer eines Verbrechens.

Auf Befragen gab die Frauensperson zu, den Mann erdolcht zu haben. In ihrer Rechten fanden die Beamten die Uhr des Toten, die die Mörderin dem Manne rauben wollte. Das Zugspersonal bemühte sich, das Verbrechen vor den vielen zumeist schlafenden Fahrgästen geheim zu halten, und das ruhige Verhalten der Mörderin ermöglichte diese Absicht.

In Hamburg wurde sogleich die Kriminalpolizei verständigt und die Frauensperson verhaftet. Das Opfer dieses grauenvollen Raubmordes ist der bekannte Fabrikant Julius Hombrecht. Die Mörderin heißt Maria Veldamer; sie ist

erst dreiundzwanzig Jahre alt. Ueber das Motiv der Tat —"

Eberhard Römer las nicht weiter. Er bäumte sich auf, schrie verzweifelt: „Maria! Maria! — Nein! Nicht! — Es ist ja Wahnsinn! — Ernst! Ernst! —

Aus dem Hause eilte der Freund herbei, gefolgt von seiner Frau. „Lieber Himmel, Eberhard! Was ist dir? Was hast du? — Was ist denn geschehen?"

Der Kranke starrte den Freund irren Blickes an. „Maria! — Es ist ja alles Wahnsinn! — Das — das! — Ernst, sage mir, daß ich träume, daß —. Aber da liegt ja die Zeitung!"

Ernst Müller ward ratlos. Er sah auf den Freund, dann auf seine Frau, dann auf das Zeitungsblatt in Eberhard Römers Schoß.

Sprich doch! — Woher hast du diese Zeitungen? — Gabst du sie ihm, Alina?"

„Ja. — Er bat darum."

„Ach, hättest du das doch nicht getan! — Sage mir nur, was geschehen ist, Eberhard! Denke doch an deine Gesundheit! Errege dich nicht so! — Wie willst du denn da Kräfte sammeln, um deiner Expedition folgen zu können."

Der Kranke stöhnte. „Ich? Folgen? — Ich kann ja gar nicht folgen! Ich —!"

Und schrie wieder verzweifelt: „Ich muß Maria helfen! Ich muß dieses Rätsel lösen!"

Der Freund sah ratlos auf seine Frau. Er kam immer mehr zu der Ansicht, der Kranke sinke in neues Fieber.

„Rufe den Arzt!"

Doch Eberhard Römer wehrte. „Nicht! — Was soll mir der Arzt? — Nein! Du mußt helfen, Ernst! — Ich bitte dich, hilf mir! Ein Telegramm —, ich muß ein Telegramm nach Deutschland senden. Ich muß sofort Antwort haben. — Ernst, ist denn die Zeitung verrückt geworden?"

„Was denn nur? So sprich doch deutlicher!"

„Da, lies!"

Der Kranke deutete auf den Mordartikel; und der Freund las und schüttelte den Kopf.

„Was hast du mit diesem Verbrechen zu tun? — Du sprichst ja im Fieber! — Was? — Oh, Hombrecht, — Julius Hombrecht ist das. — Und Veldamer, — Maria Veldamer. — deine Sekretärin? — Sie hat diesen Mann ermordet?" —

Der Kranke rang nach Atem. „Nein! — Nicht sie hat es getan! Nicht sie! — Ich weiß das! — Sie muß in einem Zustand geistiger Umnachtung sich zu dieser Tat bekannt haben."

„Man überraschte sie doch! Sie hielt ja die Uhr des Ermordeten in der Hand!"

„Was gilt das! — Nur der Schein kann gegen Maria sprechen! — Falsch ist das alles! Wahnsinn ist das!"

Und er griff wieder nach dem Blatte.

„Ist es denn Wirklichkeit, daß ich dies Grauenvolle lese? — Ernst! Ein Telegramm! Ein Telegramm an Marias Tante! — Ich muß wissen, was mit Maria ist. — Oh, deshalb keine Nachricht von ihr! — Maria, — Maria im Gefängnis! Als Mörderin!"

„Beruhige dich doch nur!"

„Ich! — Wie kann ich! Wie kann ich Ruhe finden, wenn ich Maria in solcher Lage weiß! Die Unglückliche! Welch ein Verhängnis ließ sie zu dem Ermordeten geraten!"

„Kann sie nicht doch —."

„Nein! — Es ist ja Wahnsinn! Wie kann denn Maria als Mörderin überrascht worden sein, wenn ich schon vorher Hombrecht —"

„Was? Eberhard! Weiß du denn etwas von diesem Verbrechen?"

„Ich — Ernst, ich weiß nur, daß Maria unschuldig ist. — Ich muß sie befreien! — Ernst, schreibe mir das Telegramm!"

3.

Die schmale Zellentür öffnete sich. Die mürrische Aufseherin befahl.

„Kommen Sie! Besuch ist für Sie da!"

Maria Veldamer wankte von dem alten Schemel empor. „Wer?"

„Das werden Sie schon sehen! Vorwärts!"

Müde schritt die Gefangene den langen Gang entlang, links an hohen vergitterten Milchglasfenstern, die keinen Blick hinaus in die freie Natur erlaubten, rechts an der langen Reihe der Zellentüren vorbei. Dann öffnete sich eine Gittertür. Es ging eine Treppe aufwärts, wieder durch ein Gitter, wieder einen Gang entlang, und nochmals durch eine Tür.

Maria Veldamer stand in dem kleinen Raum, in dem sie schon mehrmals stand, wenn der Bruder oder die Tante sie besuchten. Durch das engmaschige Drahtfenster erkannte sie draußen, außerhalb des Raumes stehend, die Tante. Leis grüßte sie. „Warum kommst du? Laß mich doch!"

Die Frau draußen rief unter Tränen: „Maria, denke dir, ein Telegramm ist an mich gekommen! — Aus Südamerika! — Von Dr. Römer!"

Maria Veldamer fuhr zusammen. Sie stützte sich schwer auf die schmale Fensterbrüstung.

Die Aufseherin befahl: „Nicht so nahe an das Gitter lehnen!"

Maria Veldamer hörte nicht. Sie forschte: „Was will er?"

„Ach, Maria! Siehst du, er denkt genau so wie ich! Ich kann es ja auch nicht glauben, daß du diese Tat —. Wo du dich befändest, fragt er an, und er schreibt, daß du keinesfalls die Mörderin des Hombrecht seiest. Er könne das beweisen."

Maria Veldamer richtete sich jäh auf.

„Nein! — Er täuscht sich! — Ich bin es! — Oh, er —, ist er denn nicht längst im La Plata-Gebiet! — Woher hat er denn erfahren —?

„Kind, wie soll ich das wissen! Das Telegramm ist in Rio de Janeiro zur Post gegeben, und ich soll das Antworttelegramm auch dorthin richten."

„Nein! Du antwortest nicht!"

„Aber Maria!"

„Du darfst ihm nicht antworten!"

„Er will dir ja helfen!"

„Mir soll niemand helfen! — Mir kann auch niemand helfen. — Ich bin es gewesen, ich habe Julius Hombrecht ermordet, mit Vorbedacht! Weil ich ihn berauben wollte! Ich —"

Maria Veldamer taumelte. Die Aufseherin fing sie auf; sie winkte der Frau draußen.

„Gehen Sie! Sie regt sich wieder mal so auf, daß sie uns von Neuem ohnmächtig wird. Wir haben sowieso genug Not mit ihr. — So gehen Sie doch!"

Da schlich die alte Frau traurig zur Tür. Draußen stand sie ratlos. Nach langem Ueberlegen suchte sie den Untersuchungsrichter Dr. Schmal auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Genesende.

Komm, Liebster, laß' uns das Wunder schauen,
Ich darf meinen Augen ja nimmer trauen.
Siehst du den Tag und sein goldenes Leuchten,
Mir will vor Rührung die Wimper sich feuchten.
Komm, gib mir die Hand, ich möchte im Garten
Dem jungen, quellenden Leben lauschen.
Hörst du, wie die Ströme des Lebens rauschen...
Komm, Liebster, wir wollen das Leben erwarten...

Frieda Schmid-Marti.